

Die Sendung können Sie nach Registrierung auf der Plattform www.hyperact.de unter dem Menüpunkt „gov“ nachhören. Die Fotos von Frau *Ammermann* finden Sie auf www.l-aliment.de ...

Willkommen bei "Daumen drauf", ihrem präventiven Vorwochenendmagazin.
Es ist 19 Uhr 30.

Wie immer orientieren wir unseren Sendungsverlauf an der beliebten Trinität, denn die Dreifaltigkeit garantiert Edutainment: 1, 2 und 3, unterhaltsames Lernen tut nicht weh. Heute mit den Eigenschaftswörtern ästhetisch, arbeitsteilig, moralisch und dem allseits beliebten Hauptwort „Applikation“, kurz: „App“.

Die Berieselung besorgen wir anhand alten, amerikanischen Liedguts von Jimmie Driftwood: „He had a long chain on“. Ein Ballade vom hungrigen Fremden an einer langen Kette, bekannt geworden auch unter dem Titel: „Another Man Done Gone“.

Die einleitende Aufnahme stammt von der Band *The Knitters* und wir haben sie illegal von der Plattform *YouTube* heruntergeladen.

Den Text könnt ihr euch wie gewohnt von unserer Website herunterladen.

Und wir besuchen Frau *Ammermann* in der Stadtgalerie Lauenburg, die dort Silber putzt und Brotsuppe serviert.

[Einspieler: „He had a long chain on“ von *The Knitters*]

Beginnen wir, anlässlich unseres Besuchs in der Stadtgalerie, **ästhetisch**.

Der sogenannte „Goldene Schnitt“ bezeichnet zunächst die Teilung einer begrenzten Linie oder Fläche in einen größeren und einen kleineren Abschnitt. Die Berechnung erfolgt über den Daumen schon recht genau im Verhältnis 8 zu 5 aufs Ganze gesehen und beschreibt die Platzierung dieser Trennmarke als besonders harmonisch. Man kann aber auch Lineal und Zirkel zur Hand nehmen, um diese famose Regel auf ein Blatt Papier zu konstruieren. Das sieht fast immer gut aus. Besonders Begabte sind gar in der Lage, beliebige Bild- und Raumkompositionen in derlei wohlgefällige Gesetzmäßigkeit zu setzen. Wir nennen sie dann gerne „Künstler“.

Ein Herr namens Bense, Max Bense, hat ermittelt, dass der aus dem Goldenen Schnitt resultierende Verhältniskoeffizient, bezeichnet als die Goldene Zahl, dargestellt mit dem griechischen Buchstaben gross Phi (Φ), auch unsere Aufmerksamkeitsleistung zu illustrieren taugt. Wenn wir anderen zuhören, garantieren 8 Teile Vorwissen und 5 Teile Neuigkeiten die beste Spannung, den höchsten Genuß, zum Beispiel bei einem Vortrag wie diesem, kurzum ein schönes Erlebnis. Mit 8 Teilen Vorwissen werden wir optimal „abgeholt“, sofern die Neuigkeiten nicht größer sind als 5 (was uns überfordern würde). Erscheint uns unser Vorwissen im Rahmen des Vorgetragenen zu groß, winkt das Gehirn unterfordert ab. Ein Aufmerksamkeitsdefizit stellt sich ein, oder anders ausgedrückt: Die Redundanz der Geschwätzigkeiten macht uns krank und wir geben Widerworte. Und wie reagieren die Überforderten? Nun, auch sie greifen zum Kontra, einfach nur, um dem Informationsfluß Einhalt zu gebieten.

In unserer breit aufgestellten Informationsgesellschaft aber sind Vorwissen und Neuigkeitswert hoch individuell gelagert und so fehlt es eigentlich nie an Widerworten, ja, wir ertrinken fast darin.

Nachdem der Umbau der Gesellschaften von der kritischen Masse „Meinungsfreiheit“ zur nur noch rhetorischen Masse der „Äußerungsfreiheit“ fast abgeschlossen ist, findet – sie ahnen es – Kritik vorzugsweise aus ästhetischen Gründen statt. Um das Gleichgewicht zu wahren, Redezeit gerecht zu verteilen und aus was weiß ich noch alles für Vorbehalten, die der Harmoniesucht zuspielden. Der Vortrag neuer oder komplexer Erkenntnisse, mündend in einer Kritik, die dann „die Massen bewegt“, muß unter dieser gestalterischen Doktrin schlichtweg ausbleiben. Kritik ist heute ein hauptsächlich ästhetischer Wert: sie sorgt für beste Unterhaltung. Lob und Kritik im Verhältnis 8 zu 5 oder umgekehrt, je nach Publikumsprofil, messbar in Echtzeit. So wird es allenthalben einfach, die Sicherung des jeweils vorherrschenden *status quo* als Bilanz repräsentativer Äußerungen nachzuweisen: mittels einer statistischen **Applikation**.

Eine dieser Applikationstechniken ist die Kunstkritik: Kontexte knüpfen, Hintergründe beschreiben, Prozesse illustrieren, Persönliches aus der Künstlerbiografie ausplaudern, kurz: Maßstäbe anlegen, die das Publikum aus der Selbstreferenz locken und nebenbei den Kritiker als wertschöpfenden Dienstleister glaubhaft nach vorne bringen. Und die damit einhergehende Bewertung des zu verhandelnden Gegenstandes ist nie weit entfernt von der je aktuellen Moritaterei, den Versatzreimen des Kulturdiskurses, der in weiten Teilen ein „Küchenlied“ ist. Definitionsgemäß: „zersungene“ Salonmusik, um lieb gewordene Rituale als Replik weiter zu tradieren und auch die schwindelerregendste Behauptung „ästhetisch“ außer Kraft zu setzen, will sagen: Sie schön zu machen.

Was lernen wir daraus? Widerspruch tradiert, ist gründelnder Teil auch der banalsten Informationseinheiten geworden. Inzwischen vergeht keine Nachrichtensendung, an deren Ende nicht „kritische Kunst“ die vorangegangenen Schauergeschichten menschlicher Vorteilsnahme illustriert, um Widersprüche rituell gleichzuschalten. Auf *tagesschau24* beispielsweise in jeder Ausgabe kurz vor der vollen Stunde (fünf vor zwölf sozusagen). Und es zeigt sich: Originelle Widerworte vom Katzentisch der Subkultur sind inzwischen ein unverzichtbarer Faktor, die den Aufmerksamkeitsquotienten nach oben treiben, aus der Welt des Gegenentwurfs direkt in die Arme der Hochkultur, als Teil des sogenannten öffentlichen Auftrags. Letzte Zuflucht: Schauerromantik, Subkultur.

[Einspieler: „He had a long chain on“ von *John Johnston*]

Schon Klementine wußte uns das Gruseln lehren: „Nicht nur sauber, sondern porentief rein!“

Spalten Sie diesen Satz mal im Verhältnis des Goldenen Schnitts! Ihr Alltag: 8 Teile sauber, schön und gut, aber nur 5 Teile rein? Irgend ein Fleck bleibt immer! Mit Ariel, mal Heilsbringer, mal gefallener (also kritischer) Engel, würde sich das radikal ändern!

Diese rhetorische Technik resultiert direkt aus der sogenannten affirmativen Kritik, einer besonders hinterlistigen Sonderform der Widerworte, die in überhörender Bejahung Ist-Zustände (die beste aller Welten) der Lächerlichkeit preisgibt – und mehr davon einfordert.

Einige unter Ihnen werden schon ahnen, was nun kommt: Auch affirmative Kritik kann ihrerseits wieder gekapert werden. „Nicht nur lecker, sondern auch öko!“ Und schon ist die Ironie neutralisiert und die Symptomverschiebung erfolgreich. Mutmaßlich lernen wir ohnehin nichts dazu, das wäre gegen unsere Natur, doch wir können die individuellen wie kollektiven Symptome, also die Kritik an der Wertegemeinschaft, lindern, mithin: entkräften. Das nennen wir Fortschritt.

Welches Kraut aber ist gegen die Affirmation der Kritik, ihre Umwandlung in Bequemlichkeits-Karaoke, überhaupt gewachsen? „The only way to get out: Affirmation of their view of me“, plappert es aus dem Livestream einer Sendung, die ich im Hintergrund in meinen *mindstream* zugeschaltet habe. Das muß ich notieren! Also: „Ihren“ – wer immer *die* auch sind – „Blick auf mich vorwegnehmen?“ Woanders heißt das: Pass in den Rücken der Abwehr. Zuvor natürlich: Über die Flügel bis zur Grundlinie vorstoßen. Wenn ich hier derlei Beispiel aus dem Fußball bringe, so ist das durchaus als Angebot zur Emanzipation zu verstehen, obgleich mir – verdammte Widerworte – viele die Reproduktion traditioneller Männerstrategien vorwerfen werden. Doch da wir inzwischen erkennen mußten, nicht auf einer für alle Zeiten stabilen Scheibe zuhause zu sein, können wir auch die Grundlinie des Spielfeldes nicht mehr als stabilen Faktor behaupten. Millisekündlich wird diese verschoben (Beispiel Börsencomputer) und schon ist unser Flankenlauf für die Katz: Die gegnerische Abwehrkette hat sich wie von Geisterhand neu formiert.

Apropos die Kette! Nun sollten wir mal etwas Musik einspielen:
Die Ballade vom hungrigen Besucher, das Original!

[Einspieler: „He had a long chain on“ von *Jimmie Driftwood*]

Doch nun zur Ausstellung in der Lauenburgischen Stadtgalerie:

Wir sehen dort Fotografien von handelsüblichen Arbeitskitteln. Die auf die Kittel aufgebrachten, gestaltungsrelevanten Schmuckeinheiten sind dem Kreislauf der Nahrungskette entnommen. Sie arbeiten offen mit Verderblichkeit, lenken den Blick hinter die Kulissen der Mode und applizieren diesen Blick auf die Gewänder „rechtschaffener“ Arbeit, die – heimlich zwar, aber nachgefragt andauernd – mit dem Essen spielt, und sei es „nur“ das Essen Dritter: Applikationen der Doppelmoral auf der parentief reinen Latzhose von Klementine.

Applikationen sind die kleine Belohnung zwischendurch, die die Ausschüttung von Endorphinen konserviert, wenn wir uns den Konsum von Schokolade aus gesundheitlichen Gründen versagen. In den Kleidermärkten stehen sie immer nahe der Kasse, wie die Knabbereinheiten im Lebensmitteleinzelhandel. Und speziell Textilapplikationen haben den Vorteil: Einerseits nicht zum Verzehr geeignet, verderben sie andererseits auch nicht.

Mit Applikationen polieren wir unser fragmentiertes Dasein auf. Applikationen, das sind geradezu die Symbole der **Arbeitsteilung**, mit der sich die Gesellschaft abgefunden hat, da sie ihr das Dasein verdankt. Und in ihrer überschaubaren Kleinteiligkeit eignen sich Applikationen hervorragend dazu, überall angeklebt zu werden und sich so dem großen Ganzen wieder anzudienen. „Kinderhände bekleben Tisch und Wände“, möchte man ausrufen. Die Fotografin Frau *Ammermann* kennt diesen affektiven Mechanismus und jubelt uns ihre Kritik als „App“ unter. Und sie achtet peinlich genau darauf, politisch korrekt ihr Material vor Ort einzukaufen und so den lokalen Einzelhandel zu unterstützen. „Geguckt wird, was auf den Tisch kommt“, in Hamburg, Basel, Oslo, Aabenraa.

Doch damit nicht genug! Frau *Ammermann*, die passionierte Hausfrau, marschiert unermüdlich durch die Lokalgeschichten, klopft beim Bäcker, beim Friseur und an der Armenküche. „Darf ich mal mitmachen?“ Und sie darf! Perfekt getarnt im Ambiente prekärer Berufsstände, bäckt und kocht sie die Worthülsen der Gesellschaftskritik stumm in Brezeln, Brötchen, Suppen. Mit dieser Tarnung – und gute Kunst muss heute getarnt werden, damit sie niemand sieht und dann mit Kulturkaraoke wieder alles kaputt redet – entstehen außergewöhnliche Camouflagen: Brötchenkunst, Suppenwerke, Brezelskulpturen. Nein, nicht die „unkünstlerischen“ Objekte des „echten“ Bäckers kommen aufs Foto (das wäre ja noch schöner!); natürlich sind es die getarnten Kunstwerkbrezeln, Skulpturbrötchen, Installationssüppchen von im Kunstreaktor angereicherter, immenser Interpretationsdichte! Ein weiterer Schritt zur „Vergesellschaftung aller Rollen“, wie sie ein gewisser Herr *Enzensberger* 1987 für die Intellektuellen konstatiert hat. Man könnte auf die Idee kommen, Frau *Ammermann* hat beschlossen, sich selbst als „App“ zu begreifen, sich als Schmuckstück mit Haut und Haar an den Saum der Alltäglichkeit zu heften.

Im ostdeutschen Mestlin schneidet die ansäßige Friseurin eine Bodenskulptur vom Haupt der Künstlerin, die sich das Werk einpacken läßt. Danke! Und wie in der Kunstgeschichte unter Kunstkritikerinnen durchaus üblich kann man auch hier anmerken: Die Künstlerin (die Friseurin) versteht nicht, was sie tut und nur der Kritiker (die Künstlerin) macht daraus ein Kunstangebot, das Sie verehrtes Publikum (König und Königin des Marktes) durch ihre Anwesenheit adeln dürfen. Sie haben es sicher bemerkt: Auch hier hat seit *Oscar Wilde* eine Symptomverschiebung stattgefunden: Nicht mehr die Kunstkritik adelt den Künstler, sondern der Künstler den Menschen zum Kulturgut. Nebenbei – und das sollten sie honorieren – weiß durch dieses „Kommunikationsmodell“ nun auch die Friseurin, daß sie begabt ist und erwägt ein Studium an der Kunsthochschule. Denn prekärer geht's ja nimmer; warum also nicht wenigstens einen spaßhaft-sarkastischen Bohème-Habitus ins Handwerk tragen. Rufen Sie ihr zu: „Erfinde dich selbst, und nicht immer die anderen, denen du die Köpfe toupierest!“ So tarnt sich das eine mit dem anderen und am Ende feiern unsere Synapsen eine große Guerilla-Party.

Der bereits erwähnte Herr *Enzensberger* schrieb 1988 in „Lob des Analphabetentums“: „Eine Wirtschaft, deren Problem nicht mehr die Produktion, sondern der Absatz ist, kann keine disziplinierte Reservearmee mehr brauchen. Sie benötigt qualifizierte Konsumenten.“ Und da kommt die „Kreativität“ ins Spiel. Pop ist, wenn man Konsumgüter kopiert, dupliziert, kritisiert, veräppelt, beklagt, kurz: die Endzeitstimmung als Party organisiert.

Und wer wäre besser geeignet als „der Künstler“. Das dauernde Modeln mit dem Gegebenen organisiert den Möglichkeitsbetrieb als *das* Modell der Kreativwirtschaft. Eintüten, austüten, eintüten, austüten. Kunst als Verpackungsgewerbe. Und jetzt will die EU die Plastiktüte abschaffen!

[Einspieler: „He had a long chain on“ von *Peter, Paul and Mary*]

Das war noch eine kleine Variation des Sklavenliedes: Es spielten *Peter, Paul und Mary*.

[Einspieler: „Mind the gap“, die Stimme aus der Londoner U-Bahn]

Und nun noch wie gewohnt zum Abschluß unsere kleine Märchenstunde:

Die Bürger von Calais.

Vor der Stadt Calais in der Grafschaft Flandern kam es 1346 zu einem bemerkenswerten Ereignis. Ein paar Engländer, die es zuhause nicht mehr aushielten, wollten in Calais shoppen gehen, wurden aber nicht reingelassen. Da haben sie vor der Stadt eine veritable Blockade veranstaltet, solange, bis die Einwohner kaum mehr zu essen hatten. Um nicht aufwändig die Stadttore eintreten zu müssen versprachen die Blockierer, nicht alles leer zu shoppen, wenn sich die sechs wohlhabendsten Bürger der Stadt barfuß, im T-Shirt und mit einem Strick um den Hals zu ihrer Verfügung hielten, damit man sie zum Vergnügen und wegen der nicht eingehaltenen Öffnungszeiten daran aufhängen könne. Nach kurzem Aufbegehren fanden sich tatsächlich sechs Millionäre aus Calais ein, um den totalen Ausverkauf ihrer schönen Heimatstadt zu verhindern. Ihr Weiterleben, so wird gemunkelt, war nur der Unlust einer gewissen Philippa zu danken, die sich die Kauflaune nicht durch Scheußlichkeiten verleiden lassen wollte.

Das war: Daumen drauf! Ihr präventives Vorwochenendmagazin.

Buch und Regie: *Ulrich Mattes*.

Sprecher: die Text-to-Speech-Stimmen von *Sarah* und *Klaus*.

Und zum Abschluß, während unsere Zuhörerinnen und Zuhörer in die Küche zum Suppe fassen gehen: Eine besonders rare Aufnahme der Gruppe *Blueseas* von 1981.

[Einspieler: „Another man done gone“ von *Blueseas*]

ENDE
